Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Die Quelle von Conrad Ferdinand Meyers "Schluss von der Kanzel"
Autor: Frey, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749512

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE QUELLE VON CONRAD FERDINAND MEYERS „SCHUSS VON DER KANZEL“

Es erfüllte C. F. Meyer mit Behagen, weil es ihm ein gewisses Gefühl der Sicherheit gewährte, über einen ansehnlichen Vorrat singulärer Motive zu verfügen, so dass er, nachdem er eine Arbeit abgeschlossen hatte, nicht erst einen neuen Gegenstand zu suchen genötigt, sondern in der Lage war, zu wählen. „Sechs neue Novellen sind sozusagen schreibfertig, das heißt in meinem Kopfe,“ meldete er Louise von François im Sommer 1886. Einzelne dieser Motive hat er bekanntlich sehr lange mit sich herumgetragen, wobei sie die seltsamsten Wandlungen und Vertiefungen erlebten. „Wie ein Bach seine Kiesel wälze ich meine Pläne, sie vielfach abschleifend, ohne sie je zu verlieren,“ hatte er der gleichen Korrespondentin vertraut (Mai 1883). Mir sagte er einmal: „Zu einem schönen Motiv muss man Sorge tragen wie zu seiner Seele.“

Mehrfach wies er ausdrücklich darauf hin, dass er Motive erfunden, nicht gefunden habe. So schrieb er dem befreundeten Rechtshistoriker Friedrich von Wyß, „Plautus im Nonnenkloster“ sei von A bis Z erfunden. Das nämliche gilt von der „Richterin“. Von ihr ist wohl die Rede, wenn er Anfang 1882 von „einer erfundenen Fabel mit dem Staufen im Hintergrund“ spricht; denn die „Richterin“ sollte ursprünglich auf Sizilien spielen. Möglicherweise allerdings bezieht sich die Äußerung auf die „Hochzeit des Mönchs“, die er zuerst in das Nürnberg Barbarossas zu legen beabsichtigte.

Unter die erfundenen Vorwürfe ist auch „Gustav Adolfs Page“ zu rechnen, wie er ebenfalls gegenüber Louise von François betont: „Natürlich wird dann der Held (Gustav Adolf) vom Herzog Sachsen-Lauenburg in der Schlacht ermordet — nach der Volkssage — und aus dem Pagen Leubelfing, der mitstarb — ja, was aus dem gemacht wird, ist mein Geheimnis.“ Dieses Geheimnis besteht darin, dass er ein Gegenstück zu Klärchen in Goethes „Egmont“ erfand, ein Mädchen, das als Mann verkleidet dem abgöttisch

verehrten Feldherrn in den Krieg folgt, ohne dass dieser von ihrem Geschlecht und ihrer Liebe etwas ahnt, eine Möglichkeit, die bei Gustav Adolfs starker Kurzsichtigkeit denkbar war.

Unter seinen Schöpfungen und speziell unter den kleineren Novellen nimmt das „Amulet" insofern eine besondere Stellung ein, als C. F. Meyer das Motiv aus Prosper Mérimée's „Chronique du règne de Charles IX" entlehnt hat (vgl. Hans Käslin „Wissen und Leben", Bd. III, S. 133, 15. November 1908). „Das Leiden eines Knaben" schöpfte er aus einer kahlen Notiz bei Saint-Simon.

Bis jetzt musste man auch das Motiv der kleinen Erzählung „Der Schuss von der Kanzel" für ein von C. F. Meyer erfundenes halten. Nun kommt Joseph Viktor Widmann und deckt seine Quelle auf[1]). Meisterlich erzählt er eine Geschichte, die er vor bald einem halben Jahrhundert aus dem Munde des Mannes vernahm, der sie ganz eigentlich erlebte und agierte. Der Pfarrer S. von Ziegelhausen bei Heidelberg, wo der junge Widmann Theologie studierte, kauft eines Tages seinem Jungen ein Pistölchen, ein „Puffertle", lässt es sich vom Händler gleich laden, sowie die Kapsel auf das Piston setzen und steckt das Ding in die Tasche. Dann beginnt er — es war an einem Sonnabend — mit seinem Freunde Josef Viktor Scheffel, der ihn als Pfarrer von Assmannshausen verewigt hat, einen schweren Becherlupf, der sich diesmal bis zum anbrechenden Tag erstreckt. Der Dichter schlüpft ins Bett, der Pfarrer legt sich schweren Hauptes aufs Sopha. Von der Sonne geweckt — es ist eingangs Oktober — fährt er erschrocken empor und eilt beflügelt seinem Dorfe zu, wo er just noch Zeit findet, eine Tasse schwarzen Kaffee zu stürzen und den Predigerrock überzuwerfen. Nach der glücklich improvisierten und von den Weingeistern befeuerten Predigt setzt er sich auf den Kanzelstuhl zurück. Da fühlt er beim Niedersitzen einen harten Gegenstand, das „Pischtölele", beginnt daran zu fingern, und bumm! donnert der Schuss los.

Dieses seltsame Vorkommnis, das sich vor der in der Kirche zum Gottesdienst versammelten Gemeinde und in nächster Nähe einer Universitätsstadt zutrug, konnte unmöglich verborgen bleiben und muss, woher und durch wen, entzieht sich unserer Kenntnis,

[1]) „'s Pischtölele wolle probiere!" von J. V. Widmann. Festzeitung, Eidgenössisches Schützenfest, Nr. 1. Bern, 27. Juni 1910.

auch C. F. Meyer zu Ohren gekommen sein. Naheliegend ist die Annahme, die Kunde sei ihm durch ein Mitglied der Familie Scheffel direkt oder indirekt zugegangen, da diese mit der Familie seines Onkels Meyer-Ott regen Verkehr pflegte. Nach seiner Art und Neigung, poetische Probleme mit historischen Figuren zu lösen, übertrug er dann das Geschehnis auf eine der markantesten Figuren aus dem Zürich des siebzehnten Jahrhunderts und belebte es dergestalt mit Farbe und Geist jener Zeit, dass man wohl an eine alte Überlieferung denken mochte.

Auch hier bestätigt sich wieder die Erfahrung, dass vorzügliche Motive meist nicht erfunden werden, sondern geschehen.

ZÜRICH ADOLF FREY

□□□

AUTOUR D'UNE RENAISSANCE PROUDHONIENNE

Du vaste et généreux effort social qui ébranle aujourd'hui, en France, toutes les institutions, jusqu'à celles qui paraissaient former les assises les plus solides de la Société moderne, les étrangers ne relèvent, trop souvent, que l'apparente incohérence. Pourtant, ceux qui ne s'arrêtent point à cette impression hâtive et superficielle, sont frappés de la profondeur et de la portée de ce mouvement social.

Cette méconnaissance et cette incompréhension s'expliquent, en somme, très aisément. Un étranger, en effet, qui n'est point mêlé directement et intimement à notre vie nationale, ne peut s'en faire une idée que par l'étude et l'analyse de la littérature en laquelle cette vie se manifeste ou se reflète. Or la littérature sociologique a pris, en France, à l'époque contemporaine, un caractère spécial, assez difficilement discernable pour un étranger.

Plus qu'à aucun moment de l'histoire, plus même peut-être qu'à la fin du dix-huitième siècle, la littérature est devenue un élément actif, normatif de l'évolution sociale. Le savant, le sociologue d'aujourd'hui conserve rarement cette attitude un peu réservée, à laquelle nous fumes accoutumés, de spectateur désintéressé, soucieux seulement de bien saisir et de bien traduire les divers aspects de la vie sociale qui se déroule devant lui. Combien rares, aujourd'hui, les hommes de science qui ne sont point descendus dans l'arène, se mêlant à nos luttes d'idées et d'intérêts avec une ardeur et parfois une passion faites pour surprendre! Ceux même qui s'efforçaient de conserver une indépendance précieuse, ont été enrôlés malgré eux: leurs noms et leurs idées ont été traînés au forum et brandis, comme des armes, sous les huées ou les acclamations populaires. La littérature, dès lors, n'est plus seulement explicative mais normative d'action sociale. Elle ne peut plus servir de miroir aux faits, puisqu'elle est elle-même un fait et un des plus considérables de la vie politique et morale de la nation.